

*Flachdruckvoll überlith*

*Est. A-14322*

*Nam*

*Nesf!*

# Goethe

vor hundert Jahren.

Zur Feier des 28./16. August 1899

von

F. Sintenis.



Riga,

In Commission bei J. Deubner.

*1916:1224*

T. Ru

Besti Kirj. ja Rahv. Kat.

2198

Дозволено цензурою. Юрьевъ, 30-го ноября 1899 г.

Est. A

Tartu Ülikooli  
Raamatukogu

29291

Am 28./16. August ist überall, wo man deutsche Bildung hoch hält, der werthe Tag gefeiert worden, an welchem vor 150 Jahren Goethe geboren ist.

Im grossartigsten Maasstabe hat Frankfurt a. M. der Wichtigkeit des Tages Ausdruck verliehen durch eine Feier, zu welcher sich die Goethe-Gesellschaft zu Weimar mit Goethes Vaterstadt verbunden hatte. Frankfurt hat die Ehre, des Dichters Heimath zu sein, in würdigster Weise anerkannt durch lang anhaltende, vielseitige Veranstaltungen.

Doch ist es nicht überall möglich gewesen, am eigentlichen Geburtstage Goethes ihn zu feiern.

Auch wir, wie viele unserer Landsleute, fanden uns damals vom Sommer her noch weit zerstreut; meist war es nur Einzelnen möglich, in der Diaspora den denkwürdigen Tag zu begehen.

Gleichwie nun schon der Vorort unserer Provinz in wiederholtem Zusammenwirken das Versäumte nachzuholen beflissen gewesen, wollen auch wir es uns nicht nehmen lassen, dem Genius zu huldigen, den wir als den Mittelpunkt deutschen Geisteslebens verehren.

An Energie religiöser Begeisterung hat ihn Luther, an umfassendem Wissen Alex. von Humboldt, an politischer Einsicht und patriotischem Charakter Bismarck ohne Zweifel übertroffen — an dichterischer Höhe und Mannigfaltigkeit, an universeller Bildung und Bestrebung, an reinmenschlicher

Durchführung eines überreichen Lebens steht Goethe unter Deutschen unerreicht da.!

Aber wo soll ich beginnen, wo könnte ich endigen, wenn ich mich vermessen wollte, die gesammte Entwicklung und Bedeutung seiner Laufbahn und seiner Erfolge im engen Rahmen anschaulich zu machen? Vielleicht schickt es sich für die verspätete Feier eher, wenn ich, statt auf den Geburtstag vor 150 Jahren zurückzugehen, die Aufmerksamkeit auf jenen Freundschaftsbund lenke, welchen Rietschel in seiner herrlichen Gruppe zu Weimar verewigt hat; ja wenn ich aus dem Decennium des Zusammenlebens und -wirkens mit Schiller das Jahr 1799 heraushebe; wenn ich die scheinbare Passivität des Funfzigjährigen vielmehr als einen bedeutsamen Wendepunkt seiner proteischen Natur auffasse und Sie auffordere, einer Saecularerinnerung und -betrachtung Gehör zu schenken.

Am 28. August 1749 ahnten die Eltern nicht, welcher Schatz ihnen in ihrem Erstgeborenen bescheert war. Die Mutter freilich hat ihren Liebling sehr bald für ein Wunderkind erkannt. Stand sie ihm doch immerdar an Jahren beträchtlich näher als dem Gatten. Wenn sie später immer deutlicher seine Grösse sich entfalten sah, frohlockte sie allerdings über jede neue poetische Siegesthat — sie hat ja noch die Vollendung des ersten Theiles des Faust erlebt — aber gewundert hat sie sich nie über des Sohnes geniales Vermögen. Die beabsichtigte Aristeia dieser Mutter, eine Verherrlichung ihrer Heldennatur im Sinne Homers, hat Goethe zwar nur in Bruchstücken hinterlassen; aber die wesentlicheren Züge derselben sind in die Selbstbiographie verwoben, wo er ihr und seiner glücklichen Jugendentwicklung ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Ausgerüstet so, wie wir ihn aus Dichtung und Wahrheit kennen, traf der Dichter des Götz und des Werther, „der junge Goethe“ am 7. November 1775 in Weimar ein. Wir müssen es für ein unbestreitbares Glück ansehen, dass die Freundschaft ihn festhielt. Weimar allein konnte die Basis werden, auf welcher Goethe sich zur „Vollendung“ erhob.

Zwar fühlt er sich in dieser neuen Welt anfangs wie auf hoher See; „doch vertraut er, scheiternd oder landend, seinen Göttern“. Wie er sich in den wichtigsten „zehn Jahren“ durch alle Gefahren und Hemmnisse, durch Widerstand und Besorgnisse wacker durchgekämpft, wie er endlich das ersehnte Land der Myrte und des Lorbeers erreicht und alle die reichen Schätze der Natur und der Kunst, welche Italien zu bieten vermochte, sich angeeignet, ist allbekannt.

Freilich Natur und Kunst noch gesondert, insoweit sich Wissen und Schaffen, Verstand und Phantasie in demselben Individuum getrennt denken lassen.

In Rom vollenden sich Iphigenie und Egmont; in Sicilien tritt ihm das Bild der Urpflanze klar vor's Auge; auf der Heimreise endlich begleitet ihn Tasso, dessen wehmüthige Stimmung ebensowohl vom Heimweh nach Rom angehaucht ist, wie er das Gefühl der Vereinsamung, des Unverstandenseins widerspiegelt, welches den Heimgekehrten im Norden überfiel.

Allmählich gestaltet sich nun ein völlig veränderter Lebenskreis; der Vierzigjährige gründet sich eine bescheidene Häuslichkeit, welche ihn zunächst für alle Entfremdung und Verkennung entschädigt. Wir wissen zur Genüge, wie maassvoll die Ansprüche waren, welche Goethe an das wirkliche Leben im engsten Sinne stellte, mit wie beneidenswerther Einfachheit er sich stets begnügte.

Da öffnet sich plötzlich seine widerstrebende Natur der Freundschaft mit Schiller, nachdem der so viel Jüngere sichtlich herangereift war.

Für die „zehn Jahre“ mühsamen Ringens und so mancher Entbehrung vor der italienischen Reise ist Goethe durch die späteren „zehn Jahre“ engsten Zusammenlebens mit Schiller reichlich entschädigt worden.

Schiller war es, der dem fast Unnahbaren die Hand bot; Goethe schlug freudig ein. Seit jenem wundervollen Briefe, welchen Goethe als Geburtstagsgruss 1794 aufnahm, in welchem ihm Schiller „die Summe seiner Existenz“ zog,

war die einzigartige Verbindung besiegelt. Goethe erwidert das Vertrauen, „da es nun scheint, als wenn wir nach einem so unverhofften Begegnen mit einander fortwandern müssten“. „Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können“.

Wer wüsste nicht die Reihe von Kunstwerken zu bewundern, welche dieser Prophezeiung folgten, welche der ununterbrochenen gemeinschaftlichen Arbeit ihren Ursprung verdanken?

Zunächst reisst Goethe, der aus Italien das volle Verständniss für das Vorbild des Alterthums mitgebracht, den Dichter der Götter Griechenlands zu gleicher Anschauung und Dichtung fort. Die schönsten Elegien entspringen dem Wett-eifer der Beiden; als gemeinsam angehörig sehen sie jene zahlreichen Epigramme an, aus welchen sich später Schillers Votivtafeln und Goethes Jahreszeiten loslösen; gemeinsam die Xenien desselben Musenalmanachs für 1797.

Derselbe Wett-eifer begeistert Schiller plötzlich zu seinen classischen Balladen, während Goethe seiner Balladendichtung ganz neue Wege anweist.

Durch die Xenien haben die beiden Freunde ein vernichtendes Gericht gehalten über halbe oder ganze Widersacher — und das war bei Weitem der grösste Theil der damals lebenden Schriftsteller und Dichter. Nachdem das Gewitter sich verzogen, zeigte sich die segensreiche Wirkung der Entladung: keiner der ernstlich Angegriffenen hat es je wieder zu der früheren Bedeutung gebracht, die meisten waren zerschmettert; die Luft war rein.

Nun giebt Goethe die Parole aus für die Zukunft (15. November 1796 an Schiller): „Nach dem tollen Wagstück mit den Xenien müssen wir uns bloss grosser und würdiger Kunstwerke befeissigen und unsere proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.“

Hat er doch mit lebhaftem Beifall Schillers „Beharr-

lichkeit am Wallenstein“ begrüsst und selbst eben die ersten drei Gesänge von Hermann und Dorothea „durchgearbeitet“. Solchen Beweisen geistiger Ueberlegenheit hatten Freunde und Feinde nichts an die Seite zu stellen.

Das waren Zeiten, wo Jahr für Jahr unsterbliche Dichtungen der Dioscuren hervortraten, welche uns heute mit ehrfurchtsvollem Erstaunen erfüllen; die gesammte höhere Lebensbildung dreier Generationen gründet sich auf sie.

Rastlos eilt Schiller seinem allzufrühen Ende entgegen; er ahnt es voraus und überbietet fast seine Kräfte durch ungeheure Anstrengung.

In gemessenerem Tempo schreitet Goethe einher; ihm ist noch ein weiter Spielraum vorbehalten; überdies stellen die folgenden Jahre sehr ablenkende Ansprüche an den Vielbeschäftigten.

Die Kriegereignisse der Zeit vereiteln eine dritte Wallfahrt nach Italien, durch welche der Einfluss des classischen Alterthums noch vervielfacht wäre; Goethe muss sich auf einen Besuch der Schweiz beschränken. Nachdem er seiner Mutter die Tochter und den Enkel zugeführt, eilt er weiter in das Land Tells; dort ereilt ihn die Nachricht vom Tode seiner Lieblingsschülerin; er widmet ihr eine seiner letzten Elegien, von allen die ergreifendste, Euphrosyne.

Nach der Rückkehr scheint Goethes poetische Elasticität fast gelähmt; dem Alterthum hat er bald genug gethan — die Achilleis kam nicht weit über den Anfang hinaus; es war doch ein „Wahn“ gewesen. Von den Vorhaben jüngerer Jahre war zwar Wilhelm Meister zu einem vorläufigen Abschluss gebracht; Faust aber, seine Lebensaufgabe, schien als Torso ruhen zu sollen.

Die Bewegung, in welche Goethe durch tiefgehende Gespräche mit Schiller versetzt war, stellt den Dichter vor eine Entscheidung, vor eine Wahl: ob naive Classicität oder sentimentale Romantik. Er hat den Conflict auf heitere Weise später im Maskenspiele Palaeophron und Neoterpe beizulegen versucht. Für's Erste aber weiss er sich nicht zu entschlies-

sen. Er nimmt seine Zuflucht zu Nebenarbeiten, zu Übersetzungen, zu den Naturwissenschaften.

So ungefähr ist die Situation des Jahres 1799 beschaffen.

Für Nebenbeschäftigungen war damals hinreichend gesorgt. Zwar hatte Goethe nach der Rückkehr aus Rom von allen Verwaltungszweigen nur die Sorge für die wissenschaftlichen Institute und allenfalls für die Besetzung der Lehrstühle an der Landesuniversität Jena beibehalten. Diese Obliegenheit, welche die geistigen Interessen des Landes vertrat, war nach seinem Sinne und hat ihm bis an's Ende mehr Freude als Mühe verursacht.

Aber seit 1791 nimmt ihn die Theaterleitung immer lebhafter in Anspruch. Er lässt es nicht bei der Oberaufsicht bewenden; obwohl schon diese ihm hinreichend zu schaffen macht. Welche Schwierigkeiten es einem Intendanten bereitet, das anspruchsvolle, reizbare, häufig launische, nicht selten unbotmässige Theaterpersonal zusammen zu bringen und zusammenzuhalten, mag nur der ermessen, der Ähnliches erfahren hat. Entweder sind es brauchbare Elemente — solche für das sehr mässige Honorar der immerhin kleinen Bühne zu gewinnen, war oft nicht leicht —, dann sinnen sie unablässig auf Veränderung, Verbesserung; aber mancher Ehrgeizige geht auch bei Nacht und Nebel davon.

Oder es hält schwer, unbrauchbares Personal nach langer Geduldsprobe wieder los zu werden — dies ist fast der schlimmere Fall. Oft war Goethes nachdrückliche Entschiedenheit dabei nöthig.

Das war die unerquickliche Kehrseite des Theatergeschäftes. Derartige Calamitäten wiederholten sich ohne Ende.

Goethe war aber nicht bloss Intendant, er war auch Dramaturg des herzoglichen Hoftheaters. Wenn auch in den Briefen dieser Jahre kaum, in den Tagebüchern selten davon die Rede ist, so wissen wir doch, mit welchem Eifer, mit welcher Gewissenhaftigkeit Goethe die Proben leitete. Eben begann die imposante Reihe von Schiller's grossen Dramen

die Bühne und alle ihre Kräfte zu beschäftigen. Goethe unterzog sich dem mühsamen Einstudiren.

An dieser neuen, hochpoetischen Schauspieldichtung übt sich mit wachsendem Können die junge Schauspielerwelt, welche man als Goethes Schule zu bezeichnen pflegt.

Leider war Goethes erster und talentvollster Zögling, Christiane Becker, seine Euphrosyne, früh weggestorben, als sie eben die schönsten Hoffnungen zu erfüllen begann; die bedeutendste Sängerin und Schauspielerin der Folgezeit, Caroline Jagemann hat sich Jahrzehnte lang dem Einflusse Goethes zu entziehen gewusst, ja ihm endlich diese Thätigkeit vollständig verleidet. Was Goethe aber durch die Herausbildung einer ganzen Reihe trefflicher Künstler und Künstlerinnen, durch strenge Herstellung eines würdigen, harmonischen Ensembles geleistet hat, das wird ihm die Theatergeschichte niemals vergessen.

Scheint allein eine solche Praxis mit ihren tausend Details umständlich und zeitraubend genug, um einem Dichter alle Sammlung zu vereiteln, so war Goethe noch mit einer besonderen Verantwortung belastet. Der Herzog, im Sommer 1799 abwesend, hatte ihm die Aufsicht über den inneren Ausbau des neuentstandenen Schlosses übertragen. „Es sind 160 Arbeiter angestellt“ schreibt er an Schiller „und ich wünschte, dass Sie einmal die mannigfaltigen Handwerker in so einem kleinen Raume beisammen arbeiten sähen.“

Da sich dabei „Energie und Fülle nach und nach verlieren will“, flüchtet er, um Ruhe zu finden, auf längere Zeit in sein Gartenhaus jenseit der Ilm. Und als er sich „in dem Augenblicke der völligen Inproduction“ nicht anders zu helfen weiss, sammelt er seine kleineren Dichtungen des letzten Jahrzehnts; es sind die Elegien, Epigramme und Episteln seiner classischen Periode nebst einigen Theaterreden.

Erst im Herbst kam eine grössere Arbeit zu Stande, aber keine bedeutende, die Übersetzung des Mahomet von Voltaire. Im Auftrage des Herzogs bestrebte Goethe sich, das wunderliche Drama für seine Bühne herzurichten.

Am 17./6. December 1799 war zum Thee bei Goethe eine sehr gewählte Gesellschaft versammelt, darunter auch Schiller, den er mit folgenden Zeilen aufforderte: „Der Herzog und die Herzogin werden heute den Thee bei mir nehmen und der Vorlesung des Mahomet ein, wie ich hoffe, günstiges Ohr leihen. Mögen Sie dieser Function beiwohnen, so sind Sie schönstens eingeladen.“

Sechs Tage nachher ward die Vorlesung wiederholt; diesmal vor der Herzogin Amalie, Herder, Schillers Frau u. Schwägerin u. v. A.

Das war das poetische Facit des Jahres 1799; im nächsten, welches unter nicht geringeren Störungen verlief, folgte die Übersetzung von Voltaires Tancred. Damit ist die dichterische Leistung Goethes vor 100 Jahren erschöpft.

In der That sind das aber bisher nur äusserliche Handlangerdienste, nur Beiwerk von Goethes wirklichem Streben. Sein Geist war nichtsdestoweniger rührig, aber in anderen Bezirken, die er sich erst vollends erobern wollte, welche ihm erst später ebenso zu Gebote stehen wie die Dichtkunst. Er speculirt auf verschiedenen Gebieten der physischen Welt und er sucht sich im Wirrsal aesthetischer Gegensätze zu orientieren.

Durch die Entdeckung des Zwischenknochens im Oberkiefer des Menschen hatte Goethe dessen anatomische Verwandtschaft mit den Wirbelthieren erwiesen; nun forschte er dem Zusammenhang jener mit der übrigen Thierwelt nach. An dem Studium der Insectenentwicklung lässt er Schiller Theil nehmen. So gewähren ihm die umfangreichen Arbeiten zur Morphologie, auch der der Pflanzen, für lange Zeit eine erfreuliche, immer anregende Geistesthätigkeit.

Weniger Freude hat Goethe an einer zweiten Lieblingsidee auf naturwissenschaftlichem Boden erlebt. Seit Jahren bemüht er sich mit der Sisyphusarbeit an der Farbenlehre. Nun quält ihn unablässig Newtons optische Theorie; zu förmlichem Hass gegen den längstverstorbenen Britten steigert sich seine Abneigung. Man hat neuerdings Goethes Beobach-

tungen, als scharfsinnig und zuverlässig, Gerechtigkeit widerfahren lassen; seine Theorie hat keinen Glauben gefunden, weil er hartnäckig alle mathematischen Hülfsmittel verabscheut.

Das Farbenspiel, das wir der Sonne verdanken, führte Goethe's Interesse einem anderen leuchtenden Gegenstande zu. „Es war eine Zeit, wo man den Mond empfinden wollte; jetzt will man ihn sehen“ schreibt er an Schiller. Zwanzig Jahre früher hatte er selbst seiner Empfindung freien Lauf gelassen; er hatte von dem milden Auge des nächtlichen Freundes seine Seele lösen lassen. Nun heisst es weiter: „Durch das Spiegeltelescop habe ich einen Besuch im Monde gemacht. Die Klarheit, mit welcher man die Theile sieht, ist unglaublich.“ „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, einen so bedeutenden Gegenstand, von dem man vor kurzer Zeit so gut als gar nichts gewusst, um so viel näher und genauer kennen zu lernen.“

Das beschäftigt ihn in Nächten, nachdem ihm am Tage Schlossbau, Theater, Redaction und Uebersetzung hinreichend zu thun gegeben.

Im Innersten aber bewegen ihn noch weit wichtigere Fragen, von deren Lösung seine ganze weitere Laufbahn als Dichter abhing.

Im zweiten Jahrgang seiner kurzlebigen Zeitschrift „die Propyläen“ steht unter dem Titel: „Der Sammler und die Seinigen“ ein Versuch, die heterogenen Methoden, Manieren, deren die bildende Kunst sich bedient, zu charakterisiren und ihren Werth zu prüfen. Jede Richtung hat ihre Stärke und ihre Schwäche, wie alle Einseitigkeit. Aus der Mischung, aus der Verschmelzung aller Eigenart erst könnte am Ende eine ideale Kunst hervorgehen.

Der Versuch war nicht so scherzhaft gemeint, wie Goethe gelegentlich vorgiebt. Es war für ihn eine Erlösung, dass er diese Erwägung ebensogut auf die Dichtkunst anwenden konnte. Es wurde ihm klar, dass erst aus der innigen Verbindung individueller Anschauung mit idealer Gestaltung eine vollendete Dichtung entstehen könne.

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,  
 Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;  
 Der Widerwille ist auch mir verschwunden  
 Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!  
 Und wenn wir erst, in abgemessnen Stunden,  
 Mit Geist und Fleiss uns an die Kunst gebunden,  
 Mag frei Natur im Herzen wieder glühen!

Was Goethe in dem letzten Menschenalter, das ihm noch zu leben beschieden war, geleistet hat — und es ist hinreichend, um einen ganzen Dichter auszustatten — das entspringt dem Programm, welches die letzte Zeile involvirt; vor hundert Jahren hat sich diese Wandlung vorbereitet. Ihr verdanken wir die Vollendung des Faust.

Aber es währt mehrere Jahre, bis dieser Process zur Wirkung gelangt. Auch eine körperliche Reaction bleibt dem Dichter nicht erspart, die schwere Krankheit des Januar 1801.

An Körper und Geist wie umgeschaffen, kündigt er seine Wiedergeburt durch Lieder an, welche an die schönsten Sesenheimer erinnern: Schäfers Klagelied, Trost in Thränen, Nachtgesang, volksthümlich wie das Haidenröslein und das Mailied.

Ohne Schillers belebende Nähe wäre dieser Umschwung nicht möglich gewesen. Doch dürfen wir auch nicht etwa schliessen, dass Goethe sich nun ein fertiges aesthetisches System angeeignet hätte. Nichts lag seiner unabhängigen Lebenskraft ferner, als ein beengendes Dogma.

Goethe hat sich nie zu einer philosophischen Schule bekannt. Trotz aller Verehrung Spinozas, des „Heiligen“ der achtziger Jahre, und Kants, trotz aller Werthschätzung der Verdienste Fichtes und Schellings hat er auf keine dieser Autoritäten geschworen. Der Künstler bewahrt sich jene Freiheit, welche zwar Gesetze aufstellt, aber nur verkörpert in lebendigen Gebilden, nicht abstrahirt in vergänglichen Regeln.

Und so sehen wir Goethe im neuen Jahrhundert, unbeschadet seiner klassischen Ueberzeugung, einlenken in die Strömung der jungen Romantik, doch nur insoweit sie berechtigt war und ihm selbst neuen Spielraum gewährte. Obwohl er sich dabei seine volle Selbstständigkeit vorbehielt, obwohl er hoch über der Verschwommenheit der Schule erhaben war, hat dieselbe doch, bei aller anspruchsvollen Selbstschätzung, Goethe stets als ihren Meister verehrt.

Was Goethe von anderen Dichtern ersten Ranges unterscheidet, von Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare, das ist die Vielseitigkeit seiner Dichtungen an Form und Inhalt.

Seit dem Goetz und dem Werther, der Iphigenie, dem Wilhelm Meister, seit Hermann und Dorothea scheint seine Unerschöpflichkeit am Ziele angelangt; nein, mit dem neuen Jahrhundert, nach scheinbarem Schlummer entfaltet Goethe in überraschender Folge eine neue Welt von Gedanken und Gestalten, welche durchaus den Typus individueller Eigenart tragen und doch die Verwandtschaft mit den älteren Geschwistern nicht verleugnen: die Sonette, der nun vollendete erste Theil des Faust, die Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit, der Westöstliche Divan und zum Schluss das poetische Testament des Dichters, der zweite Theil des Faust. Und um alle diese Kunstwerke schlingt sich als anmutiges Blumengewinde eine nie versagende Lyrik.

Auch die persönlichen Beziehungen Goethes zu den Nächststehenden, zu Schiller und Meyer, gewinnen erhöhte Bedeutung; ja als wollte das Schicksal für den bevorstehenden Verlust des Einen Ersatz bieten, führt es ihm einen neuen Freund zu, der ihm wie Meyer bis an's Ende der irdischen Laufbahn das Geleit gab, Zelter.

Schiller, welchem Goethe „das stolze Wort“ nachrufen durfte: „Er war unser!“ ward dies im eigentlichen Sinne, als er Ende 1799 ganz nach Weimar übersiedelte.

Früher hatte Goethe den Unentbehrlichen nur in Jena aufsuchen können; damals hiess es in den Tagebüchern regelmässig: „Mittags, gegen Abend, Abends bei Schiller“. Nun

in Weimar erwidert Schiller die Besuche und es lautet dagegen: „Abends kam Schiller“. Natürlich, wie konnte er ausbleiben, wenn Goethe ihn lockte (23./12. Decb. 1799): „Ich dächte, Sie entschlössen sich auf alle Fälle, um halb neun zu mir zu kommen. Sie finden geheizte und erleuchtete Zimmer, wahrscheinlich einige Freunde, etwas Kaltes und ein Glas Punsch. Alles Dinge, die in diesen kalten Winter-  
nächten nicht zu verachten sind“. „Die Abende mit Schiller“ werden ihm Lebensbedürfniss.

Und als den „Lebenswürdigen der Tod erbeutet“, ist bereits seit Jahren ein neuer Verkehr aus der Ferne vorbereitet. Am 26. August 1799 beantwortet Goethe den ersten Brief des Berliner Meisters mit eben so herzlichem Entgegenkommen, wie am selben Tage fünf Jahre vorher den ersten Schillers. Zelter war ihm als Componist seiner Lieder wohl-empfohlen; nach Schillers Tode hat Goethe sich gegen Niemanden rückhaltloser, vertraulicher ausgesprochen, als gegen diesen seinen begeistertsten Anhänger. Auch an persönlichem Verkehr lässt Zelter es nicht fehlen; bei einem seiner häufigen Besuche führt er ihm das Wunderkind in's Haus, mit welchem er die höchste Ehre einlegte, Felix Mendelssohn.

Den Schweizer Maler Heinrich Meyer hatte Goethe in Italien kennen, sein zuverlässiges Wesen schätzen gelernt. Ganz unschätzbar aber wurde ihm derselbe, seit er ihn als Gast bei sich beherbergte. Meyers sicheres Kunstwissen, sein besonnenes Urtheil, sein bequemes Naturell wurden ihm bald unentbehrlich; als demselben endlich die langjährige Gastfreundschaft peinlich wurde, fesselte Goethe ihn — es war im Mai 1799 — auf die liebenswürdigste Weise als Hausgenossen an sich und die Seinen. Was Zelter in der Ferne, das blieb ihm bis an's Ende Heinrich Meyer daheim.

Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, anzudeuten, wie Goethe vor hundert Jahren sich ansieht seiner Existenz als Dichter und als Mensch eine für das übrige Leben entscheidende Wendung zu geben. Jedenfalls hat ihm die Ruhepause

dieser Epoche als Kräftigung gedient auf dem Wege zur Vollendung.

Doch darf ich nicht schliessen, ohne derer zu gedenken, welche neben dem Dichter selbst „die Unkosten hergegeben“ zu seiner Unsterblichkeit. Die Beneidenswerthen sind noch schön, noch glücklich, nachdem „schon längst der Kreis der Dinge sie mit fortgerissen“.

Ich meine die Frauen, welche Goethe, wie kein Anderer, zu schätzen, zu ehren, zu verklären gewusst hat.

Vor hundert Jahren lebten die Meisten, welche er besungen hatte. Noch Manche zu verewigen war ihm vorbehalten. Alle hat der Dichter der Vergänglichkeit entrissen, der sie anheimgefallen.

Nachdem sein Geschlecht ausgestorben, durften wir nur noch Eine bis vor Kurzem als Mitlebende begrüßen, die seinem Kreise angehört hatte; die Edle war es, welche er als

die lieblichste der lieblichsten Gestalten

in der Elegie von 1823 verherrlicht, seine letzte Liebe.

Damals liebreizend, „jetzt liebespendend“ hat sie im höchsten Alter noch Goethes Gedenktag erlebt; ihr, der einzigen Zeitgenossin, dem Ehrenmitgliede der Goethe-Gesellschaft, konnte an demselben noch im Diesseits Huldigung und Verehrung dargebracht werden.

Am 13 November d. J. ist auch diese Letzte von Allen, welche Goethe nahegestanden haben, Ulrike von Levetzow im sechsundneunzigsten Lebensjahre friedlich zur Ruhe gegangen.